

Es war auf meiner ersten Fahrt nach New York, und wiewohl ich den Weg selber mehrmals machte, denke ich doch ganz besonders an diese Erstlingsreise zurück, denn sie ist für mich mit einer selbstamen Erinnerung verknüpft.

An einem trübigen Wädertage verließ unser Dampfer Amsterdam, und nach einigen Stunden Canalsahrt gelangten wir auf offene See. Stürmisches Wetter empfing uns und sollte unser treuer Begleiter bleiben, wie es in Anbetracht der Jahreszeit wohl auch nicht anders zu erwarten stand. Die erste Kajüte zählte kaum mehr als ein Dutzend Passagiere. Den zweiten Tag erschien eine einzelne Dame von vornehmer Haltung, welche die Passagierliste als Mrs. Weber aus St. Louis bezeichnete. Sie war schön, sogar sehr schön. Alle Blicke richteten sich auf die einfache, doch elegant gekleidete Frau, die mit leichtem Kopfnicken an dem gedeckten Tisch platznahm und die Versammelten mit einer Art ruhiger Überlegenheit musterte. Sie sah zur Rechten des Capitäns, der sie mit ausgesuchter Ritterlichkeit behandelte, was übrigens in ihren großen, klaren Augen als etwas ganz Selbstverständliches erscheinen mochte, wenigstens fühlte sie sich durch die zahlreichen ihr widerfahrenden Auszeichnungen keineswegs beengt, sondern allen Anzeichen nach recht behaglich und als trotz des heftigen Schaukelns mit gutem Appetit.

Offen gestanden, wir imponirte dieses sichere, ungenutzte Benehmen im höchsten Grade, und ich vermochte keinen Blick von der schönen Frau zu wenden. Darin machte ich nun keine Ausnahme von der übrigen Gesellschaft. Eine einzelne Frau unter so vielen Männern hat nicht gewonnenes Spiel, und nun erst fühlte Mrs. Weber mit einem Worte der Brennpunkt des allgemeinen Interesses. Man hatte nur Augen für sie, nur Ohren für sie. Die schöne Amerikanerin nahm indes von dieser offenkundigen Bewunderung nicht die geringste Notiz.

„No, sie wird schon zehner werden,“ dachte ich und wahrlich nicht noch Wägen, angedrückt ihres zurückhaltenden Benehmens. Die Aussicht auf einen engeren Anblick, wie solcher durch jede Seereise hervorgebracht wird, erfüllte mich indes nicht. Während wir Anderen wie gute Bekannte verkehrten und uns gegenseitig die Langeweile der Fahrt durch allerlei geselligen Zeitvertreib zu färzen suchten, verhielt Mrs. Weber in ihrer erclausiven Stellung, höflich und zurückhaltend, wie sie sich den ersten Tag gezeigt hatte, blieb sie auch fürchterlich. Abgesehen von den Wägen, woran sie ausnahmslos festhielt, schloß sie sich jedesmal ab, ihr nähezu kommen. In ihren Regenschirm gehüllt, verbrachte sie die ganze Zeit auf Deck, wo sie ungeachtet der stürmischen See stundenlang in einem sogenannten Oceanstuhl ruhte und einen Roman nach dem andern las. Versuchte es einer von uns, sie gelegentlich in ein Gespräch zu ziehen, dann machte sie allemal seltsam große Augen, als hätte sie sagen wollen: „Was wünschen Sie eigentlich von mir?“ und antwortete ebenso höflich wie liebenswürdig. Trotz oder vielmehr gerade wegen ihrer auffallenden Zurückhaltung, beschäftigten sich die Reisegesährten auf das lebhafteste mit ihrer Person.

Wir näherten uns dem sehnlichst herbeigewünschten Ziele unserer Reise und wußten über Mrs. Weber nicht mehr, als zu Beginn der Fahrt. Je näher indes der Moment der Ankunft heranrückte, desto mehr erlaubte auch das allgemeine Interesse für die schöne Amerikanerin.

Mag sie wer und was immer sein, in wenigen Stunden ist sie ja doch unserer Gesichtskreise auf alle Zeit entzunden,“ dachten wohl die meisten, aber ich ... ich war damals jung, sehr jung, und in meinem Kopfe punkte es von romantischen Begehrenheiten, in welchen schöne Frauen die dankbarsten Rollen zu spielen bekamen. ... Zumeisthin hätte ich meine tiefe Bewunderung für Mrs. Weber auf das Besorglichste. Bis auf ein gelegentliches „Good day“ hatte ich noch kein Lebenswörtlein mit ihr gewechselt, und dennoch ... das war so ... der Zauber wurde an Bord erwartet, und nahezu alle Passagiere lehnten an der Brüstung. Wir sahen dem weiterfahrenden Dampfer zu, wie er aus seinem schwanken Boote auf unserer Dampfer kletterte. Als es nichts mehr zu schauen gab, wendete ich mich plötzlich um und geordnete Mrs. Weber, deren große Augen fest auf mich gerichtet waren. ... sie flicte mich auch dann noch, als ich ihren Blick aufging. ... ich konnte ihn nicht ausschalten und wurde roth, entweder aus Freude oder Verlegenheit. ... ich hätte für's Leben gern etwas gesagt, aber ich brachte nichts heraus, und auch Mrs. Weber sprach kein Wort, sondern hatte bloß ein schwaches Lächeln, halb schamhaft, halb kollektive, auf den Lippen. ... dann nahm sie wieder ihr Buch auf und las weiter. ...

Der Tag verlief ziemlich trüb, denn er bot allerlei Abwechslung. Die unterschiedlichen Vorbereitungen, welche der Landung vorzubereiten pflegen, brachten willkommene Zerstreuung. Jedes hatte sich um sein Geschäft zu kümmern, wobei die Passagiere geschäftig hin- und herliefen, als wäre jede Minute von unschätzbarem Werthe gewesen, wogegen wir doch hinfällige Mühe bis zum nächsten Morgen hatten. Mrs. Weber bildete auch hierin eine Ausnahme. Sie ließ sich nicht aus ihrer souveränen Ruhe ausschlagen, sondern schenkte nach wie vor gänzlich in ihrer Lectüre aufzugehen und that bloß ab und zu einen Blick auf die Welt.

Der Sonntagsgast.

ten sich die ersten Verläufer des Festlandes, welche von den Passagieren stets mit freudigem Jubel begrüßt wurden.

Mrs. Weber erschien nicht zur Abendmahlzeit, sondern verblieb in ihrer Kajüte. Es achtete übrigens fast Niemand darauf. Jeder war allzusehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, und die Aussicht, den kommenden Tag wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, erzeugte ungebundene Heftigkeit, welche mehr als einer Flasche den Hals brach.

„Der letzte Tag, der schönste Tag,“ rief man und trank sich zu.

Den nächsten Morgen war Alles frühzeitig auf den Beinen und harrete der Landung, doch vergebens suchte man die schöne Amerikanerin. Da ich Obdach meines Handgepäcks aus der Kajüte holen wollte, ging ich hinunter und traf sie im Salon. Wir waren allein.

„Ein schöner Tag, nicht wahr?“ erwiderte sie meinen Gruß. Sie hatte eine elegante Stroghatollette angelegt und ordnete noch einige Stühle, welche in einer ledernen Tasche Platz finden sollten.

„Wir werden gleich landen,“ drängte ich.

„Ach, es dauert noch eine Weile,“ meinte Mrs. Weber sorglos und schaute zu mir auf. Sie kam mir frischer und anmuthiger denn je vor.

„Sie beschäftigen wohl in New York selbst zu bleiben?“ fragte sie nach kurzer Pause, und da ich dies bejahte, sagte sie hinzu: „Da möchte ich Sie gern um eine Freundlichkeit ersuchen. ... Wollen Sie so gut sein, für mich einen Brief abzugeben?“

Kleberglücklich, der schönen Frau einen kleinen Dienst erweisen zu dürfen, erklärte ich mich mit Vergnügen hierzu bereit.

„Aber nicht wahr, ich darf mich auf Sie verlassen?“

„D, danke, Sie sind sehr lebenswürdig,“ sagte sie jetzt mit gewinnendem Lächeln, „entnahm ihrer Tasche einen Brief mit Adresse und händigte mir denselben ein. Ich fühlte, daß irgend ein fester Gegenstand darin lag, überzeugte mich, daß die Adresse genau angegeben war, und schrieb das Schreiben in meine Brusttasche.“

„Es ist ein kleines Geschenk für eine Jugendfreundin, aber da ich den nächsten Tag nach St. Louis beabsichtige, will ich es lieber nicht selbst hinführen,“ erläuterte Mrs. Weber den mir ertheilten Auftrag, nicht dann noch einmal überaus huldboll und begab sich auf Deck.

Wir waren inzwischen gelandet. Alles drängte die Landungsbrücke hinunter und umgingte die Zollbeamten, um zuerst die notwendige Gepäckrevision vornehmen zu lassen. Mrs. Weber war unter den Ersten, die ihre Koffer zu öffnen hatten. Stuhl um Stuhl wurde genau untersucht, ein förmliches Verhör mit der schönen Amerikanerin angeestellt und schließlich mußte sie dem Zollbeamten in ein angeregtes Bureau folgen, während die Gepäckstücke anderer Passagiere bloß oberflächlich auf ihren Inhalt geprüft wurden, wie ich aus einiger Entfernung beobachten konnte. Mir blieb nicht viel Zeit übrig, um über den Grund dieser ungleichen Behandlung nachzudenken, denn nunmehr stand auch mein Gepäck unter den Augen der Zollbehörde.

Meine Siederassen erstreckten sich indes einer sehr geringen Anreizungskraft, wenigstens kam mir kein Koffer bald zu, und ich war absolut. Fast gleichzeitig erschien auch Mrs. Weber wieder auf der Brüstung. Ruhig und gemessen, wie stets, ließ sie ihr Gepäck forttragen und gab einem Expediten einen Brief zur Beförderung mit.

Sie ging mehrmals knapp an mir vorüber, beachtete mich indes mit keinem einzigen Blicke, so daß ich endlich einsehen mußte, Mrs. Weber wollte keine weitere Notiz von mir nehmen. Dieses veränderte Benehmen machte mich unruhig. Ich wollte deshalb der schönen Amerikanerin keinen weiteren Anblick lassen, daß sie mich in so unabweisbarer Weise übersehen müsse, und beschloß, meinen Weg nach dem Hotel zu suchen, wohin mein Koffer bereits abgegangen war. Man hatte mir den Weg ziemlich genau beschreiben, und so trötete ich denn auf amerikanischem Boden einher. Kaum hatte ich einige hundert Schritte in der Richtung der Dampffähre zurückgelegt, als ich meinen Namen rufen hörte. Verirrt wandelte ich mich um und erschloß dicht hinter mir die schöne Amerikanerin.

„Mir scheint, wir gehen einen und denselben Weg!“ rief sie völlig kameradschaftlich und schritt neben mir her, indem sie gleichzeitig den Cicero spielte. Dabei war sie von einer entzückenden Lebenswürdigkeit, so daß ich gar bald ihr vorpergehendes Benehmen vergesse hätte.

Inzwischen hatten wir die Dampffähre bestiegen, welche uns über den Hudson brachte. Mrs. Weber wurde mit einem Male nachdenklich und wortlos.

„Worüber denken Sie nach?“ fragte ich unwillkürlich.

„Ich denke eben, daß mein Zug erst gegen Abend fährt. ... Ich hätte daher Zeit genug, meine Freundin selbst aufzusuchen, ohne Sie begleiten zu müssen.“

„Die Dame, an welche der Brief gerichtet ist, den ich überbringen sollte?“

„Ach ja, ich gehe lieber selbst hin,“ sagte sie jetzt, wie von einem raschen Entschlusse besetzt.

„Dann wünschen Sie wohl das Schreiben zurück?“

Mrs. Weber nickte, und ich händigte ihr den Brief wieder ein.

Die Dampffähre war eben aus Ufer gestiegen, wo die Pferdebahn für die Weiterbeförderung bereit stand.

„Sie müssen jenen Wagen dort nehmen,“ sagte meine schöne Gefährtin, nicht mir freundlich zu und trippelte davon, während ich, wie aus den Wolken gefallen zurückblieb.

Ein Jahr war fetter vergangen. Es hatte mir mancherlei Enttäuschung in der neuen Welt gebracht, und oftmals mußte ich zurückdenken, wie glückselig die Reisenacht vor mir gelegen, als ich sie an Mrs. Weber's Seite betrat. Da ich sie niemals wiedersehen würde?

Da finde ich eines Tages im „New York Herald“ das wohlgetroffene Wortlaut der schönen Amerikanerin, doch ich traue kaum meinen Augen, wie ich die erlaunternde Notiz lese:

„Eine berühmte Diamantenschmugglerin ist gestern in die Hände der Polizei. Mrs. Weber, wie ich die übrigen sehr hübschen Dame nennt, deren Bild wir obenstehend unseren Lesern vorführen, hat während einer Reihe von Jahren Hunderte und aber Hunderte Steine von großem Werthe aus Europa eingeschmuggelt, und der durch die entgangene Zoll-erhebung erwachsene Schaden läßt sich annähernd mit 50,000 bis 60,000 Dollars beziffern. Trogdem die Zollbehörde seit Lange gegen die europäische Dame Verbahtschöpfung, ergaben doch die peinlichen Gespäch- und Verhörs-Resultate kein einigermassen günstiges Resultat. Einem Zufalle blieb es vorbehalten, die Schmugglerin auf frischer That zu ertappen. Mrs. Weber war gestern Morgens wieder einmal mit dem Dampfer „Gloria“ aus Europa angekommen, und eine an ihr vorgenommene Verhörs-Session förderte deren einzigen Stein zu Tage. Ein Geheimpolizist bemerkte indes einen gleichfalls gelandeten jungen Deutschen, der mit Mrs. Weber in Einverständnisse zu sein schien, unterfuchte ihn und fand bei demselben einen geschlossenen Brief vor, der ein Portement äußerst werthvoller Diamanten enthielt. Der junge Mann war allerdings von dem Inballe des Briefes nichts gewußt haben und gibt vor, von Mrs. Weber erlucht worden zu sein, den Brief einer New Yorker Dame zu überbringen. Ueber den weiteren Verlauf der interessanten Angelegenheit werden wir in den nächsten Tagen berichten.“

Als ich die Notiz zu Ende gelesen hatte, war mir Alles klar. Auch ich hatte also für fremde Rechnung Diamanten geschmuggelt.

Ein Jäger in verzweifelter Lage.

Von Anfang der fünfziger bis Anfang der sechziger Jahre unersetzlich gewesen hatte der pensionirte dänische Infanterie-Kapitän H. H. seinen Wohnort in der Nähe der an der Eider im Schleswigischen gelegenen Stadt Friedrichstadt genommen, um sich dort fast ausschließlich mit der Jagd zu beschäftigen. Das niedrige hügelige Wäldchen der dortigen Gegend mit seinen zahlreichen Gräben und kleinen, vielfach geschlangelten Wägen, seinen stillen und rohrbewachsenen Sumpflüthen, kleineren und größeren Teichen und Dümpeln, bot willkommene Aufenhaltsorte für eine Menge von Wasser- und Sumpfvögeln, als Wildgänzen, Enten, sowie Emsen, sowie der Flußschneepfaffen, Bestäuben und anderen wilden Geflügel, und dieses war es, das H. H. seinen hauptsächlichen Erwerbshand seiner Jagd machte; ab und zu machte ein vereinzelter Hase seine Beute werden, jedoch war dies nur ausnahmsweise der Fall. Dagegen hegte er mit Glück und Geschick Fische und den zahlreich in den Gewässern, besonders in der Eider, sich aufhaltenden Fischottern nach.

Seine beiden beinahe ständigen Begleiter waren ein vorzüglich abgerichteter Hühnerhund, den er hauptsächlich als Apporteur benutzte, und, fellsamer Weise, ein — Fischotter, den er jung gefangen hatte und der nach Art dieser Thiere sich sehr gut hatte zähmen lassen. Derselbe lag im Hause friedlich neben dem Hunde, seinem Herrn aber folgte er, auf kürzeren Jagdgängen, watscheln zu Lande, oder er schwamm neben ihm in den Gräben einher, gelegentlich sich mit Fischfang beschäftigend.

Bevor ich nun in meiner Erzählung weiter fortsetze, ist es zum besseren Verständnisse der Einzelheiten nothwendig, den Charakter und einige Eigenthümlichkeiten der dortigen Gegend kurz zu schildern.

Wo die Eider sich in die Nordsee ergießt, bot sich im Laufe unerschütterlicher Jahre zu beiden Seiten der Mündung ein mehrere Meilen langes und sehr breites Marschland gebildet, das aus unabsehbaren Wiesenflächen besteht und dessen nördlich der Eider gelegener, halbinselnförmig vorspringender Theil den Namen Eiderhälder Marsch trägt. Derselbe bietet eine, nur durch wenige Höhengänge unterbrochene, unabsehbare flache Ebene dar, die im Sommer mit dem schönsten kniehoheren Gras sich bedeckt, im Winter dagegen einen überaus trostlosen Anblick darbietet.

Alljährlich, von etwa Mitte Mai an, werden Tausende von Kindern hierher gebracht, die auf den äppigen Fettweiden einige Monate verbleiben, um dann besonders nach Hamburg oder nach England verkauft zu werden und neuen, mageren Thieren Platz zu machen. Im September sieht man aber nur noch wenig Vieh auf diesen Flächen, und im October ist dort Alles todt und still; aber die vorhin erwähnten Vögel treiben nun um so munterer ihr Wesen.

Durch die bereits vorhin erwähnten Gräben sind diese Wiesen in Felder, oder, wie man dort sagt, Fennen, abgetheilt, auf denen das Vieh, da es die breiten, grubelosen Gräben nicht übersteigen kann, Tag und Nacht ohne Furchen weidet. Außer von diesen Gräben sind die Wiesen noch von künstlich angelegten Dämmen durchzogen, die von den vorerwähnten Anhöhen angelegten Wäldchen der Fennen zu den Fennen führen und die Verbindung mit denselben herstellen. Eine große Anzahl Holzbrücken und Durchlässe, die in diesen Dämmen angebracht sind, vermitteln den Ab- und Zufluß des in den Gräben sich bewegenden Wassers, dessen Höhe sich nach dem Wasserstande der Eider richtet. Abgesehen von dem Wechsel, der durch nasse oder trockene Jahreszeiten veranlaßt wird, ist dieser Wasserstand den täglichen Schwankungen unterworfen, welche durch Ebbe und Fluß der nahen Nordsee hervorgerufen werden. Die soeben erwähnten, unter den Dämmen durchführenden Durchlässe sind größtentheils aus starken eigenen Wöhlen hergestellt, von denen eine den Boden, zwei die Seitenwände und die dritte den Deckel einer Art vierkantigen Kiste bildet, deren Länge der Breite des Damms entspricht und die an beiden Enden offen ist, um den Ein- und Austritt des Wassers zu ermöglichen. Derselben sind oftmals nicht geräumiger, als daß ein mittelstarker Mann sich mühlos durch sie hindurchzwängen kann, und ihre Lage ist gewöhnlich so, daß sie bei dem Niedrigflusse Wasserhande, als Folge der Ebbe, wasserfrei sind, während sie bei ansteigendem Fluß sich ganz oder theilweise mit Wasser füllen.

Ein solcher Durchfluß ist es, der den Hauptausfluß unserer Erzählung bildet. Eines Tages begab sich H. H. nach der Jagd, in der Mähigkeit, Wildgänze zu schießen. Mit den beschriebenen Wäldchen dieser letzteren genau bekannt, richtete er auf weiten Umwegen, hinter den vorerwähnten Dämmen sich verbergend, seine Schritte nach einem solchen Plage hin, um die dort wahrscheinlich auch heute verwehenden Gänse zu beschleichen. Bei der außerordentlichen Wachsamkeit dieser Vögel mußte er sehr vorsichtig sein und hatte deshalb heute seinen treuen Hund, der ihm leicht zum Verirrter hätte werden können, sowie auch seinen Fischotter zu Hause gelassen.

Wo Helgen die Gänse zu finden geblieben, fand er sie auch wirklich und es glückte ihm, geteilt durch einen Damm, bis auf etwa hundert Schritte an dieselben heranzukommen. Zur Abseerung eines wirklichen Schusses war aber die Entfernung noch zu groß und ein Näherkommen schien unmöglich; zwar führte ein anderer Damm sehr nahe an dem Weideweide der Gänse vorbei, aber dieser war nur zu erreichen, wenn Helgen den Damm, hinter dem er sich bis jetzt verborgen hielt und an den der zweite Damm sich angeschlossen, überkletterte; dabei hätte er sich aber unbedingt verrathen, und die Gänse hätten das Weite gesucht. Während er nun vorläufig ratlos hinter seinem Damm weiter stehend, entdeckte er einen Durchfluß der vorhin beschriebenen Art, und da es gerade Ebbe war, so war derselbe wasserfrei; wenn er diesen Durchfluß benutzte, dann konnte er ungesehen hinter den zweiten Damm gelangen und nahe an die Gänse herankommen. Er beschloß also, durch denselben hindurchzukriechen, schob sein Gewehr nebst der Jagdtasche vor sich hin und sich selbst nach. Da die Wöhlen von dem feinen Schlamm, der sich auf denselben abgesetzt hatte, und von niederen, feinstämmigen und wasserhaltigen Gewässern sehr schlüpfrig geworden waren, so glitt er leicht hinein. Aber nun konnte er nicht weiter! Seine Fußspitzen, mit denen er sich weiter zu schieben versuchte, glitten auf der schlüpfrigen Wöhle ab, ebenso seine Hände; daran hatte er nicht gedacht! Zu seinem nicht geringen Schrecken lag er völlig fest, konnte nicht rücken, nicht vorwärts. Wie er sich mühte, er kam nicht von der Stelle! Zwar hatte er ein Jagdmesser in der Tasche, mit dessen Hilfe er, wenn er es in die Wöhle einführte, sich hätte

weiterziehen können, da es ihm einen festen Anhaltspunkt gab, aber der Durchfluß war so eng, daß er den vorgestreckten Arm nicht nach rückwärts zwingen konnte; so sehr er sich anstrengte, sich hier und dorthin wand, es war und blieb vergeblich, mit der Hand die Tasche zu erreichen; mit Entsetzen begriff er jetzt das Furchtbare seiner Lage; er war wie festgenagelt in seinem schlüpfrigen, sargähnlichen Weideweide!

Nach Hilfe rufen, wäre vergebliche Mühe gewesen, da um diese Jahreszeit nur sehr selten ein Mensch sich auf den Fennen sehen ließ, und die Hoffnung, daß man ihn über Nacht in seiner Wohnung vermissen und am andern Morgen suchen würde, konnte ihn nicht trösten, denn er konnte die Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß binnen längstens einer Stunde der Durchfluß in Folge der zurückkehrenden Fluth sich mit Wasser füllen würde. Er war rettungslos verurtheilt den schrecklichsten Tod des Ertrinkens zu erleiden, nicht schnell, wie bei einem Sturz in die Fluthen, sondern in voll für Zoll langsam steigendem Wasser, eine Todesqual von mindestens einer Stunde, die ihm wie eine Ewigkeit erscheinen würde. Er dachte daran, sich selber freiwillig den Tod zu geben, aber er konnte in dem engen Raum sein Gewehr, das mit der Mündung nach vorn lag, nicht wenden. Sein Schicksal war also besiegelt! Und nicht einmal seine Leiche sollte man finden; wer würde ihn an einem solchen Orte suchen, und sein treuer Hund, der sein nasses Grab hätte verrathen können, war nicht bei ihm. Schon hatte er, wie stumpsinnig, die Stirn auf die gekreuzten Arme gelegt, als eine von der Fluth getriebene leichte Wasserwelle ihm Mund und Nase berührte. Entsetzt fuhr er auf; das war also der Anfang des furchtbaren Endes. Aber es war auch, als ob der jähliche Schreck, der ihn durchzuckte, ihm seine Veronnenheit wiedergegeben hätte! Großer Gott! An dem Labeidol seines Gewehrs besank sich ja ein Kräcker! (Ein kräftiges heiliges Geminde, mit dem man die Labung aus den damals noch allgemeinen gedrücklichen Vorderlabergewehren herausziehen kann.) Wie hatte er so gedankenlos sein Können! Nun hatte er ja einen scharfen Gegenstand, der in der Wöhle haften und ihn aus seiner Gefangenschaft befreien würde!

Mit Anstrengung schiebt er nun sein Gewehr so weit nach hinten, daß er den Labeidol herausziehen kann und will den Kräcker einsehen, aber er faßt nicht; die Wöhle ist zu hart und da er den Labeidol nicht aufrichten kann, so will der Kräcker nicht halten. Also nun den Labeidol abbrechen! Aber der aus vorzüglichen Folge gearbeitete Stoß bricht nicht, so sehr Helgen sich bemüht, der Stoß will nicht brechen! Also nun dennoch verlorener! Und das Wasser steigt immer höher; eine schwache Welle nach der anderen gleitet gleichsam vorwärts, aber täuschlich heran und erhöht um ein Geringes den Wasserstand. Schon muß er den Kopf mit aller Macht nach rückwärts biegen, wenn er nicht will, daß ihm das Wasser Mund und Nase bedeckt! Nun noch ein Versuch, er weiß, es ist der letzte. Und die Verzweiflung fähigt seine Hände. Der Stoß bricht und er hat das scharfe Geminde in der Rechten! Nun faßt er; einige wenige Rüge und er hat den Kopf draußen!

Strett! doch getrettel er achtet nicht des mit Wasser gefüllten Grabens; hinaus in's Freie mit einer Eilfertigkeit, als könnte der unheimliche Sarg ihn zurückfordern, und in weniger als einer Minute liegt er, an allen Gliedern zitternd am Fuße des Damms, dem Himmel für seine Rettung inbrünstig dankend! Er ist frei, sein scharfes Geminde liegt hinter ihm fast unbewußt zieht er flüchtig hinter sich, und durch einen lästigen Trunk aus der Feldflasche belebt er seine erschöpften Lebensgeister wieder!

Doch dauert es lange, bevor er sich gänzlich erholen kann. Dann aber schwärmt auch der Jäger wieder in ihm; ein vorfichtiger Blick über den Damm — die Gänse sind noch da! Aber nun ist das Gewehr naß. Er gießt das Wasser aus den Läuten und schraubt die Pistolen ab; das Pulver erscheint trocken, die festen Pulverproppen vor der Labung haben das Einbringen des Wassers verhindert. Die Pistolen werden wieder aufgeschraubt, frische Rändbälgen, die in der dichtgeschlossenen Dose trocken geblieben sind, wurden aufgesetzt und Helgen ist wieder schußfertig.

Und er schleicht in der That sich an die Gänse auf Schußnähe heran, dann richtet er sich auf und mit starkem Geräusch erhebt sich in demselben Augenblicke der ganze Trupp; aber die beiden wohlgezielten Schüsse des geliebten Jägers haben zwei der flüchtigen niedergestreckt und mit den Flügeln schlagend liegen sie verendend am Boden.

Helgen nimmt seine schwer errungenen Beute an sich und kehrt langsam und sinnend zu seiner Behausung zurück, aber für diesen Herbst ist ihm doch die Gänsejagd serleidet.

Aus dem Leben Richard Wagner's.

Die „Neue Musik-Zeitung“ erzählt folgende anziehende Geschichte: Es war an einem heißen Junitage des Jahres 18... als Wagner unsere Regelbahn, zu deren Stammgästen er zählte, besuchte. Sofort machte er sich zu dem und entledigte sich seines Rodes. Nur die Handschuhe behielt er trotz all' unersetzlicher Freude beim Spiele an, und mit den hellgrauen Glaces von feinstem Leder hat er uns oft alle Reime vor der Nase fortgeschoben. Plötzlich laßt Wagner ganz laut auf, und als wir ihn um die Ursache seiner plötzlichen Heiterkeit fragen,holt er einen dicken Brief aus der Tasche: „Seht Kinder,“ und vor Eichen konnte er kaum sprechen, „da schreibt mir ein junger Student aus Halle einen zwölf Seiten langen, enggeschriebenen Brief, welcher von Vorwürfen und Angriffen gegen mich ist.“ „Wie können Sie es wagen, Operntrier zu dichten, da Sie nicht einmal richtig Deutsch können.“ Nie sollst du mich befragen, noch Wissenssorge tragen, das ist ein Unfluth, ein Konfess, das werden Sie, Herr Wagner, und in der ganzen Syntax nachweisen können.“ Der Brief verbreitete sich nun des Langes und Breiten über die „völlig falsche“ Anwendung des „noch“, welches immer ein „weder“ ausbedingt, und schloß mit dem bringenden und sehr energiegelichen Rathe, die Stelle unumwunden: „Nie sollst du mich befragen oder Wissenssorge tragen.“ Wagner erheiterte sich an dieser Philippika des jungen Hallensers. „Sie antworteten ihm natürlich nicht?“ meinte einer von uns. „Ach habe ihm bereits geantwortet.“ „Und was?“ „Ich sandte ihm prachtvoll gedruckten den Klavierauszug zum „Lohengrin“ und schrieb als Widmung auf die erste Seite: „Wie will ich dich befragen, noch Wissenssorge tragen — Ob, oder aber,“ ein Geil bleibst du doch.“ N. W. Merkwürdigerweise quittierte später der junge Student in einem entsetzlichen Schreiben den Empfang des Auszuges und der Widmung.

Als der große Meister ein anderes Mal vor Eröffnung des Festspielhauses Deutschland bereiste, um geeignete Kräfte für seine Tetralogie zu gewinnen, führte ihn sein Weg auch nach Braunshweig. Hier hörte er „Tannhäuser“. Wie gewöhnlich nahm auch an diesem Abend Franz Abt die meisten Tempi reichlich schnell. Nach der Vorstellung hatten die Künstler des Hoftheaters und Anhänger des Meisters zu seinen Ehren eine kleine Fester veranstaltet, die sehr angenehm verlief, weil der Gast in angeregtester Stimmung ausging und sich lobend, ja sogar schmeichehaft über die gehörten Leistungen ausdrückte. Als er am andern Morgen mit dem Schnellzuge weiterfuhr, war die gesammte Tafelrunde vollständig auf dem Bahnhofe. Für Franz hatte Wagner hier noch ein freundliches Wort. Als sich der Zug in Bewegung setzte, reichte er Franz Abt zum Abschiede nochmals die Hand mit den Worten: „Auf Wiedersehen, Herr Hofkapellmeister, aber bitte, holen Sie mich nur mit Ihrem Tempi nicht ein!“

Der ganze Vater.

Die Frau eines wohlhabenden Bauern war eines Anfalls erkrankt, und der Zustand hatte es gemollt, daß gleichzeitig bei dem in Stalle hausenden Mutterweine sich sieben Junge eingeklickt hatten, von denen eines so schwach schien, daß es in kurzer Zeit verendet sein würde, wenn ihm nicht eine besondere Pflege zu Theil geworden wäre. Mit Rücksicht hierauf that der mitleidige Bauer ein Liebriges und bettete, während sein eigener Spößling bei der Mutter im Bett untergebracht wurde, das sorgfältig gereinigte Schweinchen in die Wiege des Erkranken, damit es sich in der Wärme erholen könne. In der Abenddämmerung kam nun eine Nachbarin herüber, um sich nach dem Befinden der Wöchnerin und des Neugeborenen zu erkundigen. Neugierig näherte sie sich dabei der Wiege, in welcher sie Verseren vermuthen mußte, und in dem natürlichen Drange der Gemüthsheiligkeit, der Mutter etwas Schmeichehaftes zu sagen, rief sie: „Ach, was für ein bunnerrreiter Jung! Er steht grad ut wie ein Vater!“

Zu wenig.

Herr Wachtmeister, ich komme zu melden, daß heut Nacht, als ich nach Hause ging, jemand eine Pistole auf mich abfeuerte, deren Kugel meinen Hut durchbohrte.“

„Wenn's weiter nichts ist! Kommen Sie wieder, wenn Ihnen die Kugel durch den Kopf gegangen ist; vorher interessirt mich die Sache nicht.“

Vom Katheder.

Die Flüssigkeit, die Sie in dieser Flasche erblinden, ist das Gefährlichste aller Gifte. Ein Tropfen davon einer Kage auf die Zunge geträufelt, ist im Stande, den stärksten Mann zu tödten!“

Großer Unterchied.

A: „Wie konnten Sie nur dem Meyer Ihre Tochter zur Frau geben; der Mensch hat ja schon zwei Jahre im Gefängnis gesessen!“

B: „Was Sie sagen, der Lump ... mir gegenüber hat er immer behauptet, nur ein und einhalb Jahr!“

Enttäuscht.

Fremder: „Gieb! denn hier eigentlicher gar keine Vergnügungen in der Stadt?“

Hotelbierer: „Doch, tanzen Sie?“

Fremder (lebhaf): „Lebensgefällig jogar ...“

Hotelbierer: „Schab“, da hätten's vierzehn Tage früher kommen müssen, da war hier Reichthum.“

U. B.